



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 25.

Mittwoch, den 30. Januar 1907.

22. Jahrgang.

Herzlos.

Von S. Ch. von Sell.

Fortsetzung.

[Nachdruck verboten.]

„Ja, die große Wunderläterin Liebe, die alle Welt be-
zwingt,“ sprach Willibald mit seiner heiteren Wärme weiter.
Und dann, plötzlich ernst werdend, setzte er hinzu: „Versteh' mich
nur recht: ich verlange heute kein bindendes Ja von dir, mein
schönes, stolzes Lieb! Laß mich die Probe der Treue ganz ab-
legen, wie ich mir's seit lange vorgelegt. Wenn ich die Ma-
demie — will's Gott! — glücklich absolviert habe, dann will
ich kommen, dich von deinem Vater zu erbitten. Bis dahin
sollst du frei sein, ganz frei. Fliege durch die Welt, genieße
sie, erfreue die Menschen mit deinen herrlichen Liedern und mit
dem Anblick deiner Schönheit! Mir bleibt die Erinnerung an
diese Stunde, und die muß ja aller Sehnsucht den Stachel neh-
men, der mich sonst so quälte. Redlich und treu, wie du mich
heut genannt hast, will ich dir wiederkehren, du Liebste! Ge-
denke auch du meiner in Liebe.“

Er hatte ihre Hände erfaßt und zog sie innig und ehr-
erbietig eine nach der anderen an seine Lippen. Noch einen Blick
voll unendlicher Bärtlichkeit warf er auf sie, harrend, ob sie ihm
noch ein Abschiedswort spende. Aber mit rätselvollem, fast
traurigem Ausdruck schaute sie ihn an und blieb stumm. Da
schritt er langsam den Weg, den sie gekommen, zurück, dem
Dorfe zu.

Kitty wandte sich, ohne umzuschauen, nach der Gartentpforte.
Als diese Urrand hinter ihr ins Schloß fiel, blickte der junge
Mann zurück und sah ihr helles Kleid hinter den Sträuchern
verschwinden.

Kitty war seit einigen Tagen in Berlin.

„Singe mir etwas,“ bat Ulrike von Thingen eines Abends,
als die beiden Damen beisammen saßen.

Ihre Richte, welche in einem Journal blätterte, blickte un-
freundlich auf. „Ich mag nicht; ich habe keine Freude mehr am
Singen.“

„So,“ sagte die andere trocken. „Dazu nehmen die jungen
Damen nun Gesangstunden. Freilich, Künstlerinnen sind im-
mer launisch.“

Kitty wußte nichts von dem letzten Briefe ihres Vaters.
Dennoch durchzudte sie der Gedanke: Sollte die Tante wissen —?
Dann begann sie sich ihrer Antwort zu schämen. Die alte Frau,
welche fast ihre ganze Ausbildung bezahlt, hatte doch gewiß das
erste Recht, sie um ein Lieb zu bitten. Sie erhob sich und ging
zum Flügel. Nachdem sie ein Lied gesungen, wußte sie, daß sie
im Anmut töricht gesprochen. Die Freude, welche der Künstler
empfindet, wenn er sich bewußt wird, daß er die Gabe, die er
empfing, zu gebrauchen versteht und nach Gefallen mit ihr
schalten kann, diese Schaffensfreude, die ihm bleibt, auch wenn
ihn niemand sieht und hört, sie überkam das junge Mädchen aufs
neue. Sie sang ein zweites und drittes Lied.

„Danke dir, Kind,“ sagte Fräulein Ulrike. „Deine Stimme
klingt schöner denn je.“

Und als Kitty auf ihren Platz zurückkehrte: „Tritt einmal
her zu mir, Mädchen.“

Die Gersene geborchte schweigend. Schlank und stolz stand
sie vor der alten Dame, die sie eine Weile prüfend anschaute.

„Und du kannst glauben, daß ich dieses schöne, junge Kind
hinausgehen lassen würde in die Welt der Bohème?“

„Großmutter,“ versetzte Kitty, und dunkle Röte stieg in ihren
Wangen auf, „sei ohne Sorge! Derjenige, der ein Recht, hat,
mir's zu verbieten, hat mir ein Nein entgegengesetzt; dagegen
kann ich nicht. Und mittellos davon zu laufen und mich durch-
zuschlagen, gut oder schlecht, nur um meinen Traum zu verwirk-
lichen — dazu bin ich zu sehr Verstandsmensch.“

Ulrikens Augen leuchteten. „Daran erkenne ich die echte
Thingen. Und das freut mich, wenn du mir auch das Recht
auf dich absprechen willst. Ich habe recht gewählt. Ja — sieh'
nicht so verwundert drein! — Ich habe mir doch ein gewisses
Recht auf dich erworben, indem ich dich zu meiner Erbin machte.“

Kitty trat erschrocken einen Schritt zurück.

Fräulein von Thingen aber nahm aus einer neben ihr ste-
henden Truhe ein zusammengefaltetes Blatt. „Da kannst du
lesen.“

Das Papier enthielt eine Abschrift von Ulrikens Testament,
worin sie ihr Gesamtvermögen, ihr Haus in Berlin und sonstigen
Besitz ihrer Großnichte Katharina von Thingen zu freier Ver-
fügung und selbständiger Verwaltung vermachte. Dagegen war
genannte Katharina verpflichtet, einige Legate an alte Diener
und Patenkinder der Erblasserin zu zahlen. Ihrem jungen
Stiefbruder Viktor sollte ein Siegelring gehören, den sein Ur-
großvater getragen usw.

Kitty las das Dokument aufmerksam durch und legte es
wieder an seinen Platz zurück.

„Also damit hat es Papa endlich erreicht!“

„Du meinst, daß er mich mit der Mitteilung von deinem
törichtesten Wunsche zu diesem letzten Willen habe bestimmen wol-
len? Möglich. Allein, dies Testament ist seit Jahren beim
Gericht deponiert. Er aber weiß bis heutigen Tages nichts
davon. Und ob sie so sehr erfreut sein werden?“

Kitty zuckte die Achseln.

„Daß dein Vater selbst nie einen Heller von mir bekommen
würde, hab' ich ihm schon vor Jahren gesagt, und er weiß,
daß ich mein Wort zu halten pflege.“

Fräulein von Thingen lächelte in ingrimmiger Befriedigung.
Sie entsann sich des Anlasses sehr wohl. Es war damals, als
sie durch einen Zufall entdeckt hatte, daß Oswald seine damals
noch ganz junge, erste Frau in schmachlicher Weise hinterging
und betrog.

„Du selbst aber scheinst keine besondere Freude beim Lesen
dieses Schriftstückes empfunden zu haben,“ fuhr die alte Dame
nach einer Pause fort.

„Ein goldener Käfig bleibt ein Käfig,“ versetzte Kitty. „Ver-
zeih! Ich weiß die Annehmlichkeiten des Reichthums zu schätzen.
Du hast sie mir kennen gelehrt, Großmutter, und ich danke dir's.
Alles, was mein Leben reich und interessant gemacht hat, danke

ich dir. Aber — ich würde es lieber sehen, wenn ich mir mein Vermögen selber verdienen dürfte.“

„Nimm es immerhin von der alten Tante, die es vertrauensvoll in deine Hände legt.“

Ein Regentag in Rom ist gerade so unangenehm wie an anderen Orten. Vielleicht unangenehmer.

Kitty sah am Fenster ihres kleinen Salons und blickte über ihr Buch hinaus, wo das Raß an den Scheiben herunterrieselte. Nur wie durch einen grauen Schleier sah sie von ihrem hochgelegenen Plaze Kuppeln ragen und die ferne Linie der Albanerberge. Sie hatte einen Schal um die Schultern geworfen, denn es fröstelte sie, trotz des Feuers im Kamin.

Doch sie lächelte, als sie über die Erlebnisse der letzten Monate nachsann. Welch ein buntes reiches Leben hatte sie da mit vollen Zügen genossen. Das Fremdartige ihrer Umgebung zog sie gewaltig an. Mit Eifer studierte sie Kunstgeschichte in Büchern und Galerien. Die italienische Sprache beherrschte sie jetzt soweit, daß sie eine leichte Unterhaltung zu führen und die italienischen Zeitungen zu lesen im Stande war. Unter Leitung eines alten Maestro lernte sie Palestrinische Partituren lesen und studierte den belcanto. Und in wenigen Tagen sollte sie in einem Wohltätigkeitskonzert mitwirken, zu dem Königin Margherita ihr Erscheinen zugesagt hatte. Der Tag war kaum lang genug für alles, was Kitty tun wollte, besonders, da sich die Damen Thingen nach Weihnachten auch in der Gesellschaft zeigten. Dies Leben sagte dem jungen Mädchen sehr zu. Je weniger Zeit zum Nachdenken über sich selbst, desto besser! Nur manchmal kam hier der alte Unmut über sie: wozu das alles? wem nützt es? O, hätte ich nur eine Seele, der ich etwas sein dürfte! — Die Erinnerung an Willibald kam ihr, aber stolz warf sie den Kopf zurück. Wenn er sie wirklich liebte, so hätte er sie damals nicht wieder von sich gelassen, als er sie an sich gerissen und ihre Lippen geküßt hatte. Daß er erst ein bestimmtes Ziel erreichen wollte, ehe er sie vor allen sein eigen nannte, zeigte, daß sein Ehrgeiz größer war, als seine Liebe. Oder vielleicht war es nur ein Vorwand? Vielleicht stellte er sich mit Absicht so stolz und unabhängig, um den Schein zu vermeiden, er begehre Fräulein Ulrike's Erbfin? Wohl regte sich in Kittys Innern die Stimme, welche damals gesprochen: „Er ist redlich und tren.“ Aber da Willibald's ehrliche Blauaugen nicht da waren, sie zu unterstützen, so behielt der kalte Verstand die Oberhand und kritisierte weiter an dem armen Jungen.

Wohl hatte er gesagt: „Du bist ganz frei!“ Aber jener Kuß brannte auf ihren Lippen wie ein Siegel, das er ihr aufgedrückt zum Zeichen, daß sie ihm gehöre. Sie sträubte sich gegen diese Leibeigenschaft. Etwas wie Haß begann sich in ihr zu regen. Mit welchem Rechte hatte er sie unfrei gemacht? Wenn er sie noch nicht seine Braut nennen wollte, so durfte er ihr auch nicht von Liebe sprechen. Warum ließ er sich hinreißen? Von der Macht, mit der eine lang geheim gehaltene Leidenschaft plötzlich auch den festesten Entschluß überwältigen kann, hatte die Herbe keine Ahnung. Uebel nannte sie ihn. Den Goldfisch hatte er sich sichern wollen — das war's.

Aber fühlen und zeigen wollte sie, daß sie noch frei war. Und sie bewies es. Nie war sie liebenswürdiger gewesen, nie hatte sie sich freudiger geschmückt, nie hatte sie mit größerem Vergnügen die Macht gefühlt, welche ihre außergewöhnliche Schönheit und der Reiz ihres Reichtums ihr über die Männer verlieh. Sie flirrte übermütig darauf los. Wenn es Willi zu Ohren käme — um so besser.

Fräulein Ulrike sah dem Spiele halb belustigt, halb verwundert zu.

Da war ein junger italienischer Conte, der mit seinen Eltern einen alten Palazzo bewohnte, in dessen unteres Geschloß, die schöne Fassade veranzierend, ein jedes Fenstereisen gebrochen war.

Die Contessa, seine Mutter, war eine stattliche, vornehme Erscheinung, wenn sie abends, immer in derselben schwarzen Sammetrobe, im Theater oder in Soireen erschien. Sie erzählte dem älteren Fräulein von Thingen in französischer Sprache mit ihrer lauten, scharfen Stimme viel von der Vorliebe ihrer Familie, von ihrer Verwandtschaft mit mehreren fürstlichen Häusern, und lud die Damen stets zu ihren Empfängen, wo man viele Leute mit hochklingenden Namen traf und nichts zu essen bekam. Der alte Conte schwärmte Kitty von seiner Liebe für Deutschland vor, daß er nie sah. Er sprach auch gern vom Dreißigjährigen und von Kittys sizilianischer Haarfarbe. Der blasser Sohn war aber stets an ihrer Seite, wenn sie irgend etwas bedurfte. Wenn sie nur darnach umschaute, reichte er ihr den Umhang; er brachte ihr ehe sie darum bitten konnte, einen Sessel oder eine Erfrischung, wenn sie müde war. Und wenn sie ihm dankte, so sah er sie aus seinen großen dunklen Augen strahlend an. Er sprach nie viel und dann mit der Zurückhal-

tung eines vornehmen Mannes. Kitty hatte ihn in gewisser Weise gern. Er war ihr sympathisch, und seine stille Anbetung machte ihr nicht wenig Spaß. Weil sie meist ernsthafte Gespräche mit ihm führte — denn er war ebenso wohl unterrichtet, wie wohl erzogen — so meinten viele, er sei der einzige von ihren Verehrern, der Aussicht habe, von der launischen Schönen erhört zu werden.

Da war ferner Mr. Blenheim, ein blasierter reicher Engländer, den nichts so leicht aus seiner Ruhe brachte. Mit Vergnügen empfand er, daß die Gegenwart des deutschen „girls“ es tat.

Kürzlich hatte er sich mit dem Conte gezanft, der behauptete, Kitty sei ein entzückender Name.

„Nicht für sie,“ hatte er mit bedeutsamem Blick auf Fräulein von Thingen gesagt. „Es ist nicht Stil.“ „Katharina“ ließe er sich eher gefallen.

„Ah, es ist ein Diminutiv von Katharina?“ fragte der Conte. „Na, va a meraviglia — Santa Caterina.“

Kitty mußte lachen. „Ich und eine Heilige!“

„Ich möchte Sie wohl als heilige Katharina malen!“ seufzte Joseph Mengerssen, ein schwindstüchtiger, deutscher Maler, der still zugehört.

„Lieber als Unbine,“ sagte sein Freund und Landsmann, der Dichter Bruno Dehns, und strich sich den dunklen Bart. „Unbine, die Seelenlose,“ sprach Kitty vor sich hin, und ein unheimliches und doch faszinierendes Lächeln spielte um die roten Lippen.

Seitdem nannten die jungen Deutschen sie die Nixe. Sie machte sich das Vergnügen, bei einem Kostümfeste als Wasserjungfrau im perlmutterüberlieferten, meergrünen Gewand zu erscheinen. Etwas, das ihr besser stand, hätte sie schwerlich wählen können. Jung und alt war begeistert von ihrer Erscheinung.

„Wo ist dein Prinz?“ fragte ein kleines deutsches Mädchen, das in einem lebenden Bilde mitgewirkt hatte und nun fröhlich durch die bunten Mengen hüpfte, die ihr wie lauter lebend gewordene Märchengestalten erschienen.

„Mein Prinz?“ Nixen führen doch keinen Prinzen herum.“

„Doch,“ beharrte das Kind. „Sie tanzten mit ihnen und heirateten sie dann.“

„Was du alles weißt! Aber es stimmt nicht. Denn da unten, tief unten auf dem Meeresgrunde im kristallinen Schloß, da wohnt der Neck, den die Nixe heiraten muß. Sie darf doch keinen Menschen nehmen, der bei ihr im Wasser nicht leben kann.“

„Wie sieht der Neck aus?“

„Er hat einen langen Bart, und Augen wie das Meer so blau. Eine goldene Harfe hält er in der Hand und was er dazu singt, das rührt die Herzen der Menschen mit wunderbarer Gewalt.“

„Seit wann sind Sie eine Nindertante, die Märchen erzählen kann?“ fragte Dehns, im Gewande des Fausts herantretend.

„O, alle Nixen wissen schöne Märchen.“ Und träumerisch setzte sie hinzu: „Die sang mir vor langer Zeit das Wasser, daß ich sie meinem Brüderlein erzählen könnte.“ Sie neigte sich und küßte das Kind, das alsbald weiterlief.

„Die Rolle sagt Ihnen zu,“ scherzte der gewandte Weltmann, „denn unter Ihrer Maske können Sie — Wahrheit und Dichtung mischend — manch' verschwiegene Gedanken ausplaudern.“

Kitty warf unmutig die goldenen Locken zurück. „Wie kommen Sie zu dem Glauben?“

„Ich glaube nicht, ich weiß,“ lächelte er. „Doktor Faust besitzt manche geheime Kunde.“

Sie lachte, aber sie wußte, daß jener die Wahrheit sprach. „Sehen möcht ich ihn doch,“ fuhr er fort, den Zauberfingern, der den Ton finden wird, dies kalte Nixenherz zu rühren, nein zu wecken.“

„Der wird niemals kommen.“

„Er wird!“ Dehns neigte sich näher zu ihr und seine heißen Blicke tauchten tief in die ihren. „Und Sie selbst, Ihr eigenes träumendes Herz — harren sein. Vielleicht kommt er als Erlöser, wie ihn Ihr Seele träumte, vielleicht aber auch als Rächer des Spiels, das Sie mit anderen getrieben.“

Kitty lachte wieder, aber es war ihr nicht heiter dabei zu Sinne.

„Denken Sie an die Prophezeiung des Doktor Faust,“ sagte Dehns und wandte sich mit einem finsternen Blick von ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Thiele's Entfettungsste

das angenehmste, wirksamste und schädl. Mittel. Pat. 1.59 p. h. i. d. Kronen-Apoth. Gerichtsstr. 50/2

Denkspruch.

Fragst du nach der Kunst zu leben? Lern' mit Narr und
Sünder leben.
Mit dem Weisen und dem Guten wird es sich von
selber geben.
Wilhelm Müller.

Der alte Kapitän Berg.

Novellette von Jakob Hilditch.

(Nachdruck verboten.)

Es war Mitte der Achtziger nach mehreren für die Schifffahrt trostlosen Jahren; ein trüber Märztag mit Regen und sausen den Windstößen. Der alte Schiffer Berg hatte seine Galoschen draußen vor der Entree-
türe ausgezogen. Eine Weile war er zögernd stehen geblieben und hatte gehustet; dann ermannte er sich, klingelte, und jetzt stand er im Kontor des Konsuls.

Er war ungewöhnlich blaß und zitterte. Seine Lippen bebten und die Hände zuckten, als er in der Brusttasche nach dem Briefe des Konsuls suchte. Er wußte so gut, was er sagen sollte, glaubte aber doch, daß er den Brief zur Hand haben müsse, während er in den Konsul hineinredete und ihm aufrichtig seine Meinung und seine dringende Bitte vortrug. Jetzt hatte er endlich den Brief. Er hustete von neuem und lehnte sich an das Kontorpult.

„Seien Sie gut, bester Konsul, es geht wirklich nicht. Haben wir alle diese Jahre ausgehalten, so müssen wir auch weiter aushalten. Die Hermine heute zu verkaufen, wäre ein Stück aus dem Tollhause. Die Schiffspreise sind ja jetzt so niedrig; wir bekommen kaum die halbe Veritastare.“

„Ich habe Ihnen meine Meinung ja geschrieben,“ sagte der Konsul freundlich und bewegt; „ich sehe keinen anderen Ausweg. Sicher wird es nicht besser; der Dampf überflügelt alles.“

„Ach, guter Herr Konsul! Ich habe an hunderttausend für Ihren verstorbenen Vater und für Sie ersegelt. Nein, solange ich lebe, dürfen Sie die Hermine nicht verkaufen. Ich habe ja doch auch einen Anteil, und wird mein Part verschleudert, so wird der Erlös kaum meine Schulden decken. . . Ich muß dann als armer Mann sterben, und das wollen Sie doch nicht, bester Konsul; das habe ich nicht verdient, nachdem ich mich vierundvierzig Jahre redlich als Schiffer abgequält habe.“

Der Konsul saß stumm da und blickte vor sich hin. Er nicht gedankenvoll mit dem Kopfe. Es schien, als wolle er etwas sagen. Dann erhob er sich und trat an das Fenster. Eine Weile stand er so da, dann kam es tonlos heraus.

„Sie sprechen von Ihrem Anteil; er ist ein Viertel. Ich disponiere über meiner alten Mutter und meinen Part; uns gehört über die Hälfte des Schiffes. Sie werden begreifen, daß ich gern das Beste für uns alle will, aber ich sehe keinen Ausweg.“

Der alte Schiffer hatte sich aufs Sofa gesetzt. Jetzt erhob er sich und wandte an das Fenster. Er legte die Hand auf die Schulter des Konsuls.

„Junger Herr! Ich bitte für meinen Viertelspart; er ist mein ganzes Hab und Gut. Sie rechnen mit fast dem ganzen übrigen Schiffe; das ist aber nur ein kleiner Bruchteil Ihres Vermögens. . . Und dann denken Sie an die zehn Mann Besatzung der Hermine. Einer davon ist elf Jahre an Bord, der Steuermann war schon als Decksjunge auf dem Schiffe, und der alte Hans, der Zimmermann, ist mit mir und der Hermine über acht Jahre gefahren. Die Leute hängen auch an dem Schiffe, vergessen Sie das nicht, guter Herr!“

Der Konsul drehte sich um und blickte ihn an. „Lieber Berg, können Sie mir dafür bürgen, daß wir in diesem Jahre mir einen Taler mit der Hermine verdienen, dann kann sie gern für mich weiter fahren; aber immer und immer wieder zusehen, immer mehr und mehr verlieren, das kann ich nicht verantworten.“

„Ich darf bürgen! Mein Gott, kann ich Wind und Wetter befehlen, kann ich denn die Frachten bestimmen! Wir müssen versuchen, müssen unser Bestes tun, müssen Geduld haben. Sie sollen sehen, es wird einmal wieder

besser, die Frachten werden schon wieder steigen. Jetzt bin ich achtundsechzig Jahre alt und fühle mich noch frisch und kräftig.“

„Sie haben ja ein gewaltiges Vertrauen, Berg!“

„Ja, das habe ich. Wir wollen sie wieder instand setzen, ich gehe auf lange Reise, bleibe fünf Jahre fort, fahre an der südamerikanischen Westküste. Sie sollen sehen, wir verdienen Geld.“

„Dann muß sie aber neuen Kupfer haben, und die Segel müssen ersetzt werden. Das wird ein teureres Vergnügen.“

„Ja, und einen neuen Bugspriet muß sie haben und einen neuen Rodmast! Wir müssen noch manches tun, damit sie wieder Klasse bekommt, und dann segeln wir auf Leben und Tod.“

„Ihr Mut, Berg, ist mir unklar, namentlich in Ihrem Alter und bei Ihrer Gesundheit. Offen gestanden habe ich gedacht, Sie würden schon längst das Seefahren satt haben. Und nun wollen Sie auf fünf Jahre mit der Hermine hinaus und wollen das Schiff von oben bis unten auffrisken!“

„Junger Herr, zur Ruhe fehlen mir die Mittel. Und das sage ich Ihnen, wenn ich mit meinen achtundsechzig Jahren gezwungen sein sollte, von dem Schiffe zu lassen, an dem ich Mitreeder bin, und mich von meiner alten Reederei zu trennen, die mir ans Herz gewachsen ist, so werde ich unter keinen Umständen der See Lebenswohl sagen. Bekomme ich kein eigenes Schiff wieder, so gehe ich, wenn es sein muß, unter meinem Schwiegersohne als Steuermann hinaus, oder ich kaufe mir ein Boot und rudere in Bauernfracht zwischen hier und den Nachbarplätzen. . . Ja, das würde ich tun, so schwer es mir auch fallen würde. Untätig will ich nicht sein, und ich will auch ferner redlich mein Brot verdienen. Betteln gehen, nein, Herr Konsul, das tue ich nicht; als ehrlicher Mann will ich aus dieser Welt scheiden. Und mit meiner Gesundheit geht es immer noch. Die fünf Jahre werde ich es noch machen. Nur ein Ja von Ihnen und alles wird gut werden.“

Der Konsul setzte sich wieder an sein Pult.

„Ich fange beinahe an, Lust zu bekommen, Berg. Hätte man nur Ihren Mut.“

„Ja, ja, den können Sie getrost haben. Wir pugen die Hermine recht schön zurecht und streichen sie ganz neu an, nicht wahr, Herr Konsul? Es soll eine wahre Freude werden.“

„Gut, ich werde mir die Sache überlegen. In einigen Tagen bekommen Sie Bescheid. Ich muß aber erst noch mit den anderen Reedern sprechen. Wir werden sehen, was sich machen läßt.“

Wahrscheinlich waren die letzten Marktberichte günstiger gewesen; denn Ende der Woche erhielt der alte Berg folgenden Brief von dem Konsul:

Lieber Berg!

Wir setzen die Hermine baldmöglichst instand. Sie bekommt neuen Kupfer, neuen Bugspriet und Rodmast. Auch die Segel werden sofort bestellt. Das Schiff wird gleich soweit aufgerüstet, daß in den ersten fünf Jahren keine Ausbesserungen nötig sind. Dann gehen Sie nach Südamerika. Sind Sie jetzt zufrieden? Ich hoffe doch. Den Taler wollen Sie aber wohl nicht versprechen? Freundliche Grüße

Ihr Th. Brandt.

Die Hermine wurde instand gesetzt. Je weiter die Arbeit auf der Werft vorschritt, desto strahlender und zuversichtlicher wurde da der alte Schiffer, er war förmlich jung geworden und glück mit seinen achtundsechzig Jahren einem Manne im besten Alter.

Schon vor Anfang des Sommers war die Hermine unter Segel. Bei einer frischen Nachmittagsbrise eines schönen Wailtages lichtete sie die Anker und verließ mit vollen, leuchtenden Segeln den heimatischen Hafen, während oben von der Höhe Salutschüsse ihr den letzten Gruß nachsandten — es waren die Söhne des Konsuls, welche das stolze Schiff und seine Besatzung ehrten. Der Konsul und die übrigen Reeder hatten sich mit ihren Familien eingefunden und winkten mit Hüten und Taschentüchern den Dahinziehenden ihr Lebenswohl nach. Nur die Gattin des Konsuls sah Kapitän Berg nicht, und sie war doch diejenige, für welche der Alte die größte Verehrung hatte.

„Über halt! Dort oben neben der Villa an der

Flaggenstange ging eine glühende Flagge in die Höhe. Der alte Berg setzte das Glas vor die Augen. Ein glückliches Lächeln erhellte sein ganzes Gesicht. Ja, er irrte sich nicht: sie war es wirklich! Die Frau Konsul stand dort oben neben der Flaggenstange und grüßte selbst mit der Flagge zu ihm hinüber. Da kletterte der Alte auf die Kelling, und während er mit der Linken eine Sprosse der Takelage umfaßte, riß die Rechte den Hut vom Kopf und schwang ihn lustig in die Höhe, und seine weißen Locken leuchteten wie Silber in der strahlenden Sonne.

Es war dem alten Manne, als sei eine neue Sonne am Himmel aufgegangen, als durchdränge ein neuer, unbekannter Jubel die ganze Welt, wie er, von der frischen Brise getrieben, auf der stolzen Hermine aus dem Hafen glitt. Und wohin er kam, überall fand er frohe Gesichter, überall schienen Schiffer und Maller von neuem anzuleben, überall war Licht und reger Eifer. In den Schifferkneipen war es lebendiger, und in den Gasthöfen und Salons wurden bessere Marken getrunken. Es war aber auch natürlich: die Frachten stiegen tagtäglich und die Nachfrage nach Schiffsräumen wurde von Woche zu Woche größer. Es schien, als wären die guten alten Zeiten wiedergekehrt und sollten ausgenutzt werden. Man wollte die Erfahrungen vertieren, welche man in den schlechten Jahren gesammelt hatte. Alle Menschen, welche mit der Schifffahrt und dem Meere zu tun hatten, waren froh und wie neu geboren. Ueberall sang und trank man und war guter Dinge, jede Klage war verstummt, alle Not und Sorge vergessen.

Seit dem Auslauf der Hermine aus dem heimatischen Hafen waren über vier Jahre verflossen. Sie und der alte Berg hatten während dieser Zeit ihre Sache gut gemacht. Jetzt waren sie auf dem Heimwege begriffen. Das Schiff sollte ausgebessert und die Zukunft abgewartet werden; denn wie es schien, stand ein Rückgang im Frachtgeschäft in Aussicht.

Unter sternklarem Novemberhimmel und mit starker, fester Brise von Nordwest war die Hermine bis unter die norwegische Küste gelangt. Den ganzen Abend war der greise Kapitän auf dem Deck hin und her gewandert. Die Landspitze muß jeden Augenblick herauskommen, sagte er viertelstündlich. Es war Linderås, welche er meinte. Erst gegen zwölf Uhr begab er sich in die Kajüte.

„Einen halben Taler bekommt der Mann, welcher mir zuerst das Leuchtfeuer meldet!“ Das waren seine Worte.

Um drei Uhr morgens kam Eduard, der Leichtmatrose, in die Kajüte des Alten. „Kapitän,“ meldete er, „das Linderåsfeuer ist in Sicht.“

Der Alte war gleich darauf auf Deck. Da, das ist Linderås! Morgen Abend konnte er, wenn der Wind nur anhielt, daheim sein. Er blieb bis zum Morgen grauen auf Deck, während seine Augen sich auf das Feuer und die schwach hervortretende Küste richteten.

„Einen Taler erhält der, welcher mir das Feuer von Braatholm meldet,“ sagte der Alte am nächsten Abend. Das Feuer von Braatholm ist an der Einfahrt in den Fjord unmittelbar neben seinem eigenen kleinen Wohnort.

Spät am Abend kam der Leichtmatrose an sein Lager: „Braatholm gerade voraus im Norden, Kapitän!“

Der Alte zog die Beinkleider an und setzte sich auf die Kojenlante; aber er fühlte sich so merkwürdig schlaff. Die Beine hingen so eigentümlich und wollten den Körper nicht recht tragen. Und unter der Brust tat es so weh. Mit nicht geringer Mühe kam er auf Deck. Er hielt sich an der Takelage fest und starrte in nördlicher Richtung.

Ja, ganz recht, da lagen alle Holme! Es war das Feuer von Braatholm, welches mit schwachem Schein dort brüßete. Nur noch wenige Stunden, und der Anker würde fallen.

„Ach du, Eduard,“ sagte er zu dem Leichtmatrosen, „geh doch einmal hinunter und hole den Klappstuhl. Du weißt, den Stuhl zum Zusammenschlagen.“

Er schlief gewiß in seinem Klappstuhl dort oben auf dem Deck, der alte Schiffer Berg. Er schläft zu lange, das geht nicht an, meinte der Steuermann. Es ist ja eine tolle Kälte. Der Steuermann berührte ihn

ganz leicht an der Schulter — der Alte seufzte: „O Frau Konsul, wie gut es von Ihnen war! Ja, Sie sind doch Nummer eins, das sind Sie.“

„Sie erkälten sich, Kapitän,“ sagte der Steuermann, „Sie dürfen hier nicht schlafen.“

„Ach nein, das darf ich wohl nicht. Wir werden wohl noch vor Sonnenaufgang vor Anker gehen.“

„Ja, das tun wir gewiß.“

„Und sobald es Tag wird, alle Flaggen auf, Steuermann! Alle Flaggen, denn es war eine glückliche Reise, und wir haben allen Grund, uns zu freuen. Der Konsul ist auch froh, das läßt sich denken. Ja, ja, wir haben unsere Sache gut gemacht.“

Der alte Schiffer Berg blieb in seinem Klappstuhl sitzen. Er nickte und lächelte, während die Hermine den Fjord durchkreuzte, welcher schmaler und immer schmaler wurde. Herrliche Nacht, eine Menge Sterne! Dort liegt Aspeviken, der Besitz des alten Kapitäns Rose. Ja, ja, der alte Rose hat auch kein leichtes Leben hinter sich. Eine herrliche Nacht! Mich friert gar nicht. Ich glaube, es sei kälter. Steuermann, das Flaggen nicht vergessen. Alle Flaggen auf, Steuermann!

Als die Stadt erwachte, lag die Hermine draußen vor Anker. Sie flaggte auf halber Stange — der alte Kapitän Berg war tot. Man wußte nicht genau, in welcher Stunde er eingeschlafen war, denn er saß wie lebend in seinem Klappstuhl auf dem Hinterbette, und er war schon beinahe kalt, als der Steuermann ihn wecken und fragen wollte, ob sie vor Anker gehen oder weiter in die Bucht hineinlaufen wollten.



Barnums Rache. Der bekannte Schausteller war ein sehr umgänglicher liebenswürdiger Mann. Wenn er aber merkte, daß jemand ihn zum besten haben wollte, so konnte er sehr nachtragend sein und versäumte es nie, sich früher oder später zu rächen. Der Herausgeber einer bekannten New Yorker Zeitung spielte ihm einst einen Streich. Einige Zeit darauf schickte ihm Barnum einen Boten mit der Bitte, der Herr möge ihn doch einmal besuchen, er bedürfe seines Rates in betreff einer Merkwürdigkeit, die er dem New Yorker Publikum zeigen wolle. Der Zeitungsmann folgte der Aufforderung und fand Barnum in ungewöhnlicher Aufregung. „Es ist das Merkwürdigste, was je dagewesen ist!“ rief er dem Eintretenden entgegen. „Was ist es denn?“ fragte der Herausgeber mit Interesse. „O, etwas ganz Wunderbares“, versetzte Barnum, „ein Fisch aus dem Alt, und ich wette tausend Dollar, daß er binnen sechs Wochen den Schwanz verlieren, vier Beine kriegen und sich in ein ganz anderes Tier verwandeln wird!“ „Unfinn!“ „Ich sage Ihnen doch, ich wette tausend Dollar!“ Der Journalist wurde von Barnums Begeisterung angesteckt und meinte: „Lassen Sie mich für die Reklame sorgen, und Ihr Glück ist gemacht! Ich werde schon morgen einen Artikel in meiner Zeitung bringen, der von Ihrer Wette erzählt. Die Leute werden sich dann abends zu Tausenden an der Kasse drängen!“ „Ja,“ entgegnete Barnum, „der Name des Tieres könnte ihm aber doch in den Augen der Leute schaden!“ „Ach, ein Name,“ rief der andere, „ein Name! Was liegt an einem Namen? Wir können ja das Ding nennen, wie wir wollen!“ Alle Bedingungen betreffs des ersten Reklameartikels wurden nun eingehend beraten, und schließlich fragte der Besucher: „Na, wie heißt denn das Ding eigentlich?“ Barnum blickte auf, und ohne eine Miene zu verziehen, sagte er trocken: „Kaufquappel!“

Humor.

Berstreut. Mama: „Der Junge wird seinem Vater täglich ähnlicher!“

Besucherin: „Der arme Kerl! Können Sie denn nichts dagegen tun?“